Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 646. **Dienstag** den 19. December 1893. **87. Jahrgang.**

„Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarck's".

I.

Unter obigem Titel ist bekanntlich ein Buch erschienen*), welches mit Recht das allgemeinste Interesse auf sich gezogen hat. Das große Aufsehen, welches dasselbe alsbald in weitesten Kreisen und selbst im Auslande erregte, fand seinen Grund und seine Bestätigung in den Worten, mit denen der Verfasser im „Vorwort" sein Werk einleitete und durch welche er dasselbe als ein von allen andern Geschichtswerken über diese Zeit wesentlich verschiedenes kennzeichnete. Diese Worte lauten:

„Als Quellen sind, wo immer möglich, nur amtliche benutzt. Dabei wurde dem Verfasser die seltene Gunst zu Theil, auch von dem Heros des Jahrhunderts, dessen Bild und Wirken dieses Buch zu zeichnen sucht und der dankbaren Bewunderung der Mit- und Nachwelt aufstellt, in diesem Unternehmen Unterstützung zu erfahren. Denn Fürst Bismarck gestattete dem Verfasser mündliche Fragen über Ereignisse und Verhältnisse des in diesem Werke dargestellten Zeitraums und gab darauf persönlich und mündlich eingehende Antworten und Erläuterungen. Das hohe Vertrauen, welches der Fürst dem Verfasser durch jene Mittheilungen bewies, verbot selbstverständlich, in dem Werke irgendwie und irgendwo auf diese Eröffnungen direct Bezug zu nehmen und dadurch den Fürsten gleichsam in eine unwillkürliche Mitarbeiterschaft zu versetzen oder ihm eine Aeußerung beizumessen, für welche — bei dem Mangel stenographischer und protokollarischer Niederschriften — eine Gewähr nicht hätte übernommen werden können. Doch sind diese in den Jahren 1892 und 1893 erfolgten mündlichen Mittheilungen sowohl für die thatsächliche Darstellung wie für die geschichtliche Beurtheilung über die nachstehend erzählten Ereignisse von unschätzbarer Wichtigkeit gewesen, zumal da der Verfasser naturgemäß seine Fragen vorzugsweise auf solche Geschehnisse richtete, deren Verlauf oder Beurtheilung durch die bis jetzt bekannten amtlichen Quellen noch nicht vollkommen klargestellt war."

„Selbstverständlich", fährt Dr. Blum fort, „drang seine dieser Fragen über die Grenzen hinaus, welche behütet sind von dem amtlichen Geheimniß im Interesse des Reichs und der staatlichen Ordnung. Gleichwohl wird gerade der genaue Kenner unserer jüngsten Geschichte, unserer nationalen Entwickelung und unserer internationalen Beziehungen in dem vorliegenden Werke viele neue und wichtige Aufschlüsse finden."

In von manchen Blättern geäußerte Vermuthung, das Blum'sche Buch habe „vor seiner Veröffentlichung dem Fürsten Bismarck zur Verbesserung und Vervollständigung vorgelegen", wird in den „Hamburger Nachrichten" (Abendausgabe vom 21. November) als irrig bezeichnet.

Wir haben es also hier mit einem Werke zu thun, dessen Verfasser nicht blos durch das eigne gewissenhafte Studium zu helfen, insonderheit amtlichen Quellen sich in den Stand gesetzt hat, über das Deutsche Reich zur Zeit Bismarck's sachkundig und eingehend zu sprechen, sondern überdies infolge von persönlichen Mittheilungen des Fürsten Bismarck befähigt ist, auch über solche Vorgänge der Zeit von 1871 bis 1890, die bisher theils nicht völlig aufgeklärt, theils bestritten waren, Licht und Gewißheit zu verbreiten.

Daß für die zuverlässige Kenntniß eines so hochwichtigen Zeitraums unserer vaterländischen Geschichte, wie der hier in Frage stehende ist, ein aus einer derartigen allerersten Quelle gespeistes Geschichtswerk als eine ganz außerordentliche Bereicherung begrüßt werden muß, braucht kaum gesagt zu werden.

Man darf nicht vergessen, daß das Deutsche Reich zur Zeit Bismarck's nicht blos in seiner Begründung, sondern auch in seiner Befestigung nach außen und seinem Ausbau nach innen ganz wesentlich das eigenste Werk und die eigenste Schöpfung Bismarck's war, und zwar in einem Maße, wie es wohl von keinem anderen Staatswesen unter keinem anderen Minister gesagt werden kann. Da ist es denn selbstverständlich, daß über alle nur irgend wichtigeren Vorgänge dieser Zeit, über alle, auch die verwickeltsten diplomatischen Verhandlungen, über alle Wendungen und Wandlungen der inneren Politik während der Kanzlerschaft Bismarck's dieser eine Mann, und allermeist nur er, die sicherste und zweifellosteste Auskunft geben kann.

Höchstens die Frage könnte noch von Zweiflern aufgeworfen werden: ob denn auch der Verfasser dieses Buches die ihm von einer so hohen Autorität anvertrauten Mittheilungen insgesammt richtig verstanden und wiedergegeben haben möge. Die Probe darauf würde leicht zu machen sein. Angenommen, Dr. Blum hätte über einen Vorgang, bei welchem Fürst Bismarck persönlich betheiligt gewesen wäre und der ihm daher unmittelbar bekannt sein müßte, nicht ganz genau so berichtet, wie der Fürst es ihm mitgetheilt, so würde zweifelsohne der Fürst schon im eigenen Interesse es angezeigt finden, eine solche nicht zutreffende Schilderung durch eines seiner Organe in der Presse richtigzustellen. Die Probe ist aber auch schon gemacht, sie ist gemacht in Bezug auf einen der wichtigsten, ja den allerwichtigsten Vorgang jener Zeit, denjenigen, womit dieselbe abschließt, nämlich den Rücktritt des Fürsten von seinem hohen Amte. Und diese Probe ist vollständig zu Gunsten des Dr. Blum ausgefallen! Die betreffende Stelle des Blum'schen Buches wird bereits ausführlich im „Leipziger Tageblatt" (Nr. 595) wiedergegeben, und wir kommen deshalb nicht darauf zurück. Die „Kölnische Zeitung" breitete sich, den Bericht Blum's über den fraglichen Vorgang als schlechterdings unrichtig zu bezeichnen. Da erschien alsbald in den „Hamburger Nachrichten" (Abendausgabe vom 21. November, unter dem Titel: „Legendenbildung") ein Artikel, welcher die Blum'sche Darstellung in allen Hauptpuncten als dem Sachverhalt entsprechend bestätigte und nur in Beziehung auf Nebensachen (z. B. eine angebliche Aeußerung des Ministers v. Boetticher) der Vertretung des Dr. Blum überließ. Letzteres mag vielleicht auch noch in anderen Fällen, wo gegen einzelne Stellen des Blum'schen Buches Reclamationen erfolgen, geschehen, entweder weil (wie in jenem Falle) der Fürst nicht unmittelbar dabei betheiligt ist, oder weil er in seiner dermaligen Stellung als Privatmann nicht über gewisse urkundliche Beweise verfügt. Man wird aber aus dem Ausbleiben einer solchen Vertheidigung einer angefochtenen Blum'schen Anführung (wie jener in den „Hamburger Nachrichten" vom 24. November) nicht alsbald auf eine Unrichtigkeit dieser Anführung schließen dürfen, vielmehr abwarten müssen, ob nicht Dr. Blum im eigenen Namen und nach andern Quellen die Beweisführung für das von ihm Gesagte unternimmt und unweigerlich ihm dies gelingt.

Karl Biedermann.

*) „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarck's". Politische Geschichte von 1871 bis 1890. Von Dr. Hans Blum. (Mit einem sehr guten Portrait Bismarck's mit dessen eigener Unterschrift.) Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut, 1894. Preis 5 ℳ

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 19. December.

Die **Steuerprojecte** der verbündeten Regierungen, die alsbald nach Wiedereröffnung der Reichstagssitzungen zur parlamentarischen Verhandlung und dann zur Entscheidung kommen werden, haben das Volk seit Wochen und Monaten in ungewöhnlich starker Erregung gehalten. In der That werden dadurch ja auch die weitesten Erwerbskreise und wichtige Gebiete des Verbrauchs- und Verkehrs des großen Publicums berührt. Die Aufregung und der Widerspruch in so weiten Kreisen sind gewiß erklärlich und in mancher Hinsicht berechtigt, wenn auch die Agitation sich vielfacher Uebertreibungen und Maßlosigkeiten schuldig gemacht hat und ihr Streben durch größere Ruhe und Sachlichkeit vielleicht mehr gefördert hätte. Jede Steuer, namentlich jede solche, die im Reich in Frage kommen kann, verletzt zahlreiche besondere Erwerbsinteressen oder belastet die Bedürfnisse des täglichen Verbrauchs und Verkehrs. Das thun alle, auch die bestehenden Reichssteuern, von denen wir längst keinen Druck mehr empfinden. Weil das aber so ist und Niemand die unerläßliche Nothwendigkeit neuer Reichseinnahmen bezweifeln kann, ist mit der bloßen Verneinung nichts gethan, sondern das Bestreben verständiger, besonnener und patriotischer Männer sollte nur dahin gehen, die Lasten möglichst erträglich zu machen, unnöthige Härten und Belästigungen zu beseitigen, berechtigten Beschwerden abzuhelfen. Unter dem heftigen Widerspruch gegen die vorliegenden Projecte ist dieses Streben bisher nicht in gebührendem Maße hervorgetreten. Wir haben in den zahllosen Eingaben, Versammlungen und Beschlüssen aller Art, die sich mit der Steuerfrage beschäftigten, fast nur von einfacher Ablehnung gehört, nicht von Abänderung oder Milderung. Auch ist nirgends ein gangbarer Weg gezeigt worden, durch Heranziehung anderer Steuerobjecte dem Bedürfniß abzuhelfen. Was in dieser Hinsicht vorgebracht worden ist, entsprang nur der Verlegenheit und dem Streben, den Schein einer positiven Mitwirkung zu wahren. Directe Reichssteuern, Abschaffung der sogenannten Liebesgaben bei Branntwein und Zucker, Inseratensteuer u. s. w. können unter den heutigen Verhältnissen unseres Erachtens aus ofterörterten Gründen nicht ernstlich in Betracht kommen und würden das Volk im Ganzen und wichtige Erwerbsinteressen insbesondere mindestens ebenso schwer mit Schädigungen und Belästigungen treffen. Von den vorgeschlagenen Steuern hat bisher nur diejenige auf die eigentlichen Börsengeschäfte und die Lotterieloose gute Aussichten auf Annahme, das würde aber nach der Schätzung der Regierung nicht mehr als 20 Millionen Mark ergeben, und selbst dieser Ertrag dürfte bei der jetzigen gedrückten Lage dieser Geschäfte zweifelhaft sein. Damit allein ist schlechterdings, auch bei der Beschränkung auf das dringendste Bedürfniß, nichts zu machen. Wir wollen hoffen, daß die Zeit der leichten, aber unnützen, lediglich verneinenden Kritik jetzt vorüber ist und eine Periode ernster positiver Arbeit beginnt.

Belgien scheint vor einer Cabinetskrisis, wenigstens vor einer theilweisen Umgestaltung seines klerikalen Ministeriums zu stehen. Zwischen dem Conseilpräsidenten Beernaert und einem Theil der „katholischen" Kammermehrheit, der von dem früheren Minister Woeste geführten extrem-klerikalen Gruppe, war es seit längerer Zeit schon zu Meinungsverschiedenheiten und Reibungen gekommen, die zur Verschleppung der Verfassungsrevision wesentlich beitrugen. Jetzt, wo es sich darum handelt, das mit Noth und Mühe zu Stande gebrachte Werk durch ein neues Wahlgesetz zu beendigen und zu krönen, tritt der Bruch zwischen den beiden führenden Männern so schroff hervor, daß alle Versuche, ihn noch länger zu bemänteln, als unmöglich sich erweisen. Das vom Ministerpräsidenten Beernaert vorgeschlagene System der proportionalen Vertretung der Wähler, bezw. der Parteien, wird nämlich von Woeste mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen. Durch die Reihen der klerikalen Rechten geht in Folge dessen eine tiefe Spaltung und Niemand vermag sicher zu sagen, nach welcher Seite die Mehrheit sich neigen wird. Unter diesen Verhältnissen hat Beernaert seinen Collegen, die am Sonnabend zu einem Ministerrath zusammengetreten waren, brieflich angezeigt, daß er heute seine Demission einreichen werde, da er keine Gewißheit habe, daß die Rechte sich dem Princip der proportionalen Vertretung in dem neuen Wahlgesetz anschließen werde. Aus einer im heutigen Morgenblatte mitgetheilten Brüsseler Privatdepesche scheint nun hervorzugehen, daß der gesammte Ministerrath zu demissioniren beabsichtige, wenn die Rechte nicht ein proportionales Wahlgesetz durchsetzt. Bei der geringen Einigkeit des Cabinets ist es aber noch fraglich, ob ein solcher Entschluß auch wirklich zur Ausführung kommt; jedenfalls muß die Entscheidung in Kürze fallen.

Die Lage des **französischen Cabinets** hat sich durch die letzten Abstimmungen der parlamentarischen Körperschaften nicht verschlechtert. Die Mehrheit für die gegen verbrecherische Verbindungen gerichteten Gesetze ist ungemein stark geblieben und würde in jedem anderen Lande eine leidlich sichere Gewähr für eine auf die Sicherheit des Bestandes der Regierung gegründete energische innere Politik sein. Diese Gewißheit hat man aber in Frankreich nicht und man giebt sich für die Zukunft recht düsteren Speculationen hin. Ein gutes Zeichen ist es auch keineswegs, daß Rennart, nach einer von ihm im Ministerrathe gemachten Mittheilung, der Nordbahn die Ermächtigung entzogen hat, Arbeitern belgischer Nationalität die ihnen bisher bewilligten Fahrtbegünstigungen auch weiterhin zu gewähren. Das sieht nach einer Connivenz gegen engherzige radicale Forderungen aus, die das Vertrauen in die Festigkeit der Regierung zwar nicht erschüttert, aber doch zu einem weniger unbedingten macht. Es scheint, als ob die Regierung geneigt wäre, ihren Widerstand in größeren Dingen durch kleine Concessionen erträglicher zu machen; das ist aber erfahrungsgemäß der Anfang eines abschüssigen Weges, den eine wirklich selbstbewußte Regierung zu betreten vermeiden sollte. — Die Anarchisten setzen trotz aller gegen sie ergriffenen Maßregeln ihre Thätigkeit fort; in Marseille scheint sogar so etwas wie eine Hochschule für Anarchisten zu bestehen; der Anarchist Vauthier, der den früheren serbischen Gesandten Georgewitsch verwundet hatte, und der Kammersprenger Vaillant haben wenigstens in anarchistischen Kreisen von Marseille ihre höhere Ausbildung genossen. Wie der „Figaro" mitzutheilen weiß, bilden die Anarchisten in Marseille drei Gruppen. Die bedeutendste besteht aus Männern der Wissenschaft, aus Ingenieuren und Professoren; die beiden anderen aus Arbeitern und Angestellten. Alle drei stehen unter einander in Verbindung und dann mit den italienischen Anarchisten und den Parisern, welch letztere ihnen neue Sprengerfindungen zum Erlernen zugehen lassen. Wie dieser Verkehr der Gruppen untereinander eingerichtet ist, weiß man noch nicht. Bei Frau de Saint-Remy und bei verschiedenen Genossen hat man beispielsweise Stücke von Briefen gefunden, die tagtäglich eintreffen. Aber nicht durch die Post werden diese Briefe versandt, sondern durch bestimmte

Feuilleton.

„Tante Therese".

Weihnachtsgeschichte von Elisabeth Hofmann,
Verfasserin von „Aschenbrödel"*).

Nachdruck verboten.

„Papa!"

„Was denn, Friedel?"

„Ist's noch nicht bald zwei Uhr?"

„Nein, es fehlen noch dreißig Minuten. Aber Du fragst schon zum dritten Mal, mein Junge, wird Dir die Zeit heut' so lang bei Papa? Nimm Dir ein Buch dort und sieh Dir die Bilder an!"

„Die habe ich alle schon gesehen, Papa. Malst Du noch immer den Rhein?"

„Gewiß, Friedel! So lange muß ich frische Farben auftragen, bis der alte Vater Rhein die richtige —"

„Der Rhein ist ein Vater?" unterbrach Friedel sogleich. Er stand in seiner ganzen Größe auf dem Teppich und riß die ohnedies schon großen Blauaugen noch mehr auf. Das lange Kerlchen im braunen Sammetanzug war eine Erscheinung.

Der berühmte Maler Professor Vollbrecht lachte laut auf über sein drolliges Söhnchen. Aber damit war dem neugierigen Friedel nicht gedient, er guckte unverwandt den Vater an, diesem ward heiß, was sollte er schnell sagen?

„Siehst Du, Friedel", begann er und sah seinen Jungen nicht an, sondern malte weiter, ohne indeß die richtigen Töne zu treffen, „man nennt den Rhein den Vater von Deutschland, weil er es begleitet —"

Friedel guckte immer noch, das leuchtete ihm nicht ein.

„Aber ein Vater hat doch einen Kopf und zwei Beine, wie Du, Papa!" rief er fast weinend, „und der Rhein, der Rhein, der hat doch —"

„Friedel, es ist sogleich zwei Uhr!" rief der Professor eilig, aller Wahrheit ins Gesicht schlagend, „Du kommst zu spät in den Kindergarten und die Tante wird böse!"

„Die Tante ist nie böse, Papa!" sagte der Kleine sehr bestimmt, vom Vater Rhein war er glücklich abgebracht. Er stürmte hinaus, um sich für den Kindergarten anziehen zu lassen.

„Merkwürdig", dachte der Professor, „wie der Junge an dieser alten Kindergartentante hängt!" — —

Seit einem Monat besuchte Friedel die Spielschule. Vollbrecht hatte bei seinem anstrengenden Künstlerberuf nicht die Zeit, den ewig fragenden kleinen Sohn von früh bis Abends zu beschäftigen. Seine Mutter war schon einige Jahre tot. — Die Haushälterin aber, welche ihre Stelle vertreten sollte, besaß wenig Talent zur Kindererziehung. Sie führte freilich tadellos die Wirthschaft, es gab nie versalzenes Essen, keinen angebrannten Braten, man sah kein verwitztes Stäubchen auf den Möbeln, — kurz, Fräulein Wisch war das Muster einer Wirthschafterin —, aber eines fehlte ihr, Herz und Gemüth. Sie hatte nicht jenes echt weibliche Gefühl, das fast allen Mädchen eigen: Die Liebe zu Kindern, die hilflos der Mutter entbehren. Sie sehnte sich nicht, den schönen, geweckten Knaben durch doppelte Liebe die Mutter zu ersetzen, sie hatte nie den raschen Impuls gefühlt, den ganzen kleinen Kerl stürmisch ans Herz zu drücken. Tadellos besorgte sie den Friedel, er war stets sauber gekleidet, auf seinen Sammetanzügen lag kein Stäubchen, sie weckte ihn früh stets pünctlich, aber nur mit einem geschäftsmäßigen: „Steh' auf, Fritz, es ist Zeit!" Jenes süße Kosen, wenn die Mutter ihr Kind wachgeküßt, das kannte der kleine Friedel nicht. Seine Mama war eine stolze, vornehme Frau gewesen. Er konnte sich nur noch erinnern, daß sie ihn manchmal zu sich holen ließ oder ihn besuchte in seinem Kinderzimmer. Dann hatte sie stets seidene Kleider an. Das hatte so kühl gerauschelt. Dann war eines Tages die Mama gestorben, so hatten ihm die Leute gesagt. Papa hatte ihn zur todten Mutter geführt. Viel Lichter und Blumen hatte das Kind gesehen, die Mama hatte ganz weiß ausgesehen, und alle Leute waren schwarz angezogen gewesen und hatten geweint. Da hatte Friedel auch mit geweint.

Dann war das Fräulein gekommen. Friedel zählte jetzt fünf Jahre. — Eines Tages hatte Fräulein gesagt: „Schicken Sie ihn doch in den Kindergarten, Herr Professor, da ist er gut aufgehoben!"

„Das wäre für mich selbst auch eine wahre Wohlthat", dachte sie dabei, denn wenn sie eifrig bei der Arbeit war, z. B. Gardinen bügelte, so stand der Friedel dabei und fragte:

„Weshalb thut man Gardinen an die Fenster?"

„Damit es hübscher aussieht. Licht kann noch genug herein!"

„Woher kommt das Licht?"

„Von der Sonne."

„Woher ist die Sonne?"

„Gott hat sie geschaffen."

„Wer ist Gott?"

O je, Fräulein athmete auf, als der Professor sich bereit erklärte, Friedel in die Spielschule zu schicken. Einige Kinder seiner Freunde waren auch dort und fühlten sich sehr wohl. Er erkundigte sich, was Friedel mitzubringen hätte. „Nur sein Frühstück in einer Blechkapsel", hieß es.

Friedel schrie und weinte, er wollte durchaus nicht in den Kindergarten. Aber da half sein Weinen, eines Morgens zog ihm Fräulein sein Mäntelchen an, kleine Handschuhe über die dicken Händchen und hing ihm die grüne Frühstückskapsel um, auf der „Guten Appetit!" stand. Dann ging's fort. „Königstraße 12, Gartengebäude", so sagte das Fräulein unterwegs und suchte. Richtig, da, Nr. 12. Es ging einen schmalen Weg entlang, zur Linken war ein Garten mit einer Laube. Ein zerplatzter, bunter Gummiball lag dort, wahrscheinlich spielte das alte Fräulein mit den Kindern im Sommer dort. Jetzt umwickelte ein Mann Rosenstämme.

„Warum?" fragte das lebendige Fragezeichen neben Fräulein.

„Damit sie nicht erfrieren im Winter!"

Kinderstimmen, die lebhaft durcheinander klangen, wurden laut. Das muß auch ein Vergnügen sein, dachte Fräulein, auf das Gartengebäude zuschreitend, sich mit soviel Kindern herumzuplagen, kein Wunder, wenn da der Mensch gelb vor Aerger wird, beizeiten graue Haare und Runzeln bekommt. Sie las das Schild: „Therese Brückner. Kindergarten." —

Da man ihr Klopfen nicht gehört zu haben schien, öffnete sie die Thür. Etwa zwanzig Kinder waren in dem großen dreifenstrigen, behaglich warmen Zimmer versammelt.

Ein kleines Mädchen tanzte mit seiner Puppe herum, zwei andere haschten sich, zwei Jungen zankten sich, ein kleiner Dicker beulte in seine leere Brodkapsel hinein, weil er sein Frühstück daraus verloren hatte. Eine Kleine spielte Ball, eine andere blies in einen zerplatzten Gummiball hinein.

Und mitten in dieser bunten Kinderschaar stand ein schlankes, junges Mädchen, den schönen Kopf vorgeneigt und auf ein kleines Mädchen lächelnd hörend, das irgend ein großes Leid klagte. An jedem Arm des jungen Mädchens hingen sich kleine Hände, um ihre Taille schlangen sich die Aermchen.

Gewiß eine Verwandte von Fräulein Brückner, dachte Friedel's Begleiterin und fragte mit ihrer lauten, harten Stimme:

„Kann ich die Vorsteherin sprechen?"

„Die bin ich selbst!" antwortete eine weiche Stimme voll sympathischen Klanges. Das junge Mädchen gebot Ruhe und trat aus dem Kreis heraus.

Fräulein Wisch blieb das Wort im Munde stecken. Das war die Kindergärtnerin? Wo war das gelbe Gesicht mit den frühzeitigen Runzeln? Es war ein junges Mädchen von höchstens sechsundzwanzig Jahren, zwar ein wenig blaß und ein bischen Schatten unter den schönen braunen Augen, aber das längliche, feine Gesicht voll Anmuth. Sie trug ein einfaches graues Kleid, das tadellos saß und den Hals bis hoch hinauf umschloß, vorn mit einer kleinen Brosche aus Korallen gehalten. Die hohe Stirn war frei, nur zu beiden Seiten lösten sich einzelne Löckchen des leicht gewellten hellbraunen Haares, das am Hinterkopf zu einem Knoten geschlungen war.

Friedel hatte sich vor den vielen Kindern, die ihn alle anguckten, gefürchtet und hinter Fräuleins faltenreichem Kleid versteckt.

„Ich wollte den Kleinen anmelden, Fräulein! Fritz, komm' doch vor!"

Aber dieser duckte sich nur noch mehr. „Kinder, sucht Eure Plätze, und Clärchen, hole die Flechtarbeiten!" befahl Therese.

Sogleich gerieth Leben in die kleine gaffende Gesellschaft.

Zu Friedel aber, in dessen Augen noch Thränen glänzten, beugte sich ein liebes Mädchen hernieder. Voll anmuthiger, gewinnender Herzlichkeit umfaßte sie den Knaben. Ihre weiche Hand streichelte seine Wange und mit einem wie Veilchen duftenden Taschentuch trocknete sie ihm die Thränen.

Noch nie in seinem jungen Leben mußte dem Kind Jemand so genaht sein, er blickte ernst und groß, und langsam wich der trotzige Ausdruck. — Therese erschrak vor dem großen Blick dieser blauen Augen, das ganze Gesichtchen, von dem dunkelblonden Gelock umrahmt, weckte eine Erinnerung in ihr, süß und schmerzlich zugleich. Oft ist es ein Ton, eine Melodie, welche versunkene Gefühle aus der Tiefe der Seele wecken, hier war es ein Kindes Antlitz.

„Willst Du alle Tage zu mir kommen?" fragte die sanfte Mädchenstimme, und der Mund neigte sich zu Friedel's kleinem Ohr.

Da geschah hinter dem Rücken des Fräulein Wisch, das sich neugierig im Zimmer umsah, ein Wunder: Friedel legte die Arme um den Hals des vor ihm knieenden Mädchens und sein Köpfchen voll Zutrauen an ihre Schulter.

Wie ein Wunder faßte es Therese auch auf, sie rührte sich nicht. Sie sog den Duft ein, der von dem blonden

*) Besprochen in Nr. 591 d. Bl.

SLUB
Wir führen Wissen.